



West-Philadelphia nach dem Bombenwurf: „Das wird ein langer, heißer Sommer“

„Genug Gewehre, um Kuba zu erobern“

SPIEGEL-Redakteur Hans Hoyng über den Polizeieinsatz gegen die „Move“-Sekte in Philadelphia

Es ließ sich leben in dieser Gegend von West-Philadelphia, dort wo die Osage Avenue an den Cobbs Creek Park grenzt – Bäume standen an den Straßenrändern, Rosenstöcke simulierten Vorgärten. Jedes der zweistöckigen Reihenhäuser hatte eine Veranda zur Straße hin, von der sich das Leben der Nachbarschaft beobachten ließ.

Es waren einfache Häuser, aus Holz zumeist, nur die Seitenwände waren gemauert. Amerikanische Stadtarchitektur, wie sie überall zu finden ist. „Schuhkarton“-Häuser nennt sich dergleichen – zu Recht.

Schwarze Mittelklasse wohne hier, schrieben Amerikas Zeitungen. Doch Reichtümer hatte niemand angesammelt – Rentner lebten hier, die jahrzehntelang ihre Häuser abgestottert, und junge Leute, die sie von ihren Eltern geerbt hatten. Es gab Leute unter ihnen mit zwei Jobs – im Glauben, daß härter arbeiten muß, wer schlechtere Startchancen hat.

Charles Diamond, Pfarrer an der nahen St. Carthage Church, sagt: „Die Menschen hier sind nicht (wie im Getto) von der Straße geprägt. Das sind ganz x-beliebige Leute. Ihr Leben heißt Arbeit, den Job nicht verlieren und die Kinder großziehen.“

Doch die Idylle war in Wirklichkeit schwer gestört, seit längerem schon. Es begann, als Anfang der 80er Jahre frem-

de Kinder zu Louise James zogen, die im Haus Nr. 6221 Osage Avenue lebte.

Verwahrlost sahen die Kinder aus und liefen schon mal nackt herum. Wessen Kinder das waren und wie viele, wußte man nicht. Mrs. James, das wußte man, hatte Verbindungen zu einer schwarzen militanten Sekte, die sich aus unerfindlichen Gründen „Move“ nannte.

Den Kindern folgten später Erwachsene. Von Anfang an begleitete Mißtrauen die Neuankömmlinge, Move hatte einen schlechten Namen in Philadelphia.

Die Gruppe war ein Überbleibsel der frühen siebziger Jahre. Ein weißer Vietnam-Veteran hatte sie mit einem schwarzen Freund gegründet. Zurück zu natürlichem Leben, war ihre Devise, zurück zu den Ursprüngen. Die dann ausschließlich schwarzen Mitglieder änderten alle ihre Nachnamen in „Africa“. Mitbegründer John Africa lehrte, die Gesellschaft zu verachten, nichts Ungewöhnliches damals, er predigte Gewaltfreiheit und Liebe zu allem Lebendigen.

Warum sie, denen alle zivilisatorischen Errungenschaften doch ein Greuel waren, ausgerechnet in Amerikas fünftgrößter Stadt siedelten, weiß niemand zu erklären. Allen Dingen wollten sie ihren „natürlichen Lauf“ lassen. Leben und Tod waren ihnen dasselbe, Menschen und Tiere auch.

Was sie hatten, teilten sie mit Hunden und Katzen und, ja doch, auch mit

Ratten, was sie bei ihren Nachbarn nicht gerade beliebt machte.

Die Zeit der Gewaltfreiheit war im übrigen längst vorbei. 1978 hatte die Polizei von Philadelphia nach 55tägiger Belagerung und wildem Schußwechsel bereits ein anderes Move-Haus gestürmt. Es hatte einen toten Polizisten gegeben und mehrere Verwundete. Neun Move-Mitglieder wurden zu langen Haftstrafen verurteilt.

Spätestens seit damals hatte die Sekte jede Brücke zu der verhassten Gesellschaft abgebrochen. Paranoia schien ausgebrochen, Waffenlager wurden angelegt. Die Bewohner der Osage Avenue konnten beobachten, wie unter ihren Augen eine Festung entstand.

Die Fenster des Hauses wurden mit Brettern vernagelt und durch Eisenplatten armiert. Auf dem flachen Dach entstand aus Stahlplatten, ganzen Baumstämmen und Sandsäcken ein „Bunker“ mit Schießscharten.

Auf dem Haus installierten die Move-Leute starke Lautsprecher und quälten die Nachbarn mit stundenlangen Haßtiraden auf Gott und die Welt. In einer von Obszönitäten strotzenden Sprache drohten sie, die ganze Gegend in die Luft zu jagen, sollten die Nachbarn je die Polizei rufen.

Sie würden jeden „gottverdammten Cop killen“, der sich ihrem Haus „von vorn, von hinten oder aus der Luft“

nähere. Philadelphias schwarzer Bürgermeister Wilson Goode war bevorzugtes Ziel ihres Zorns. Ihm wollten sie den „Kopf von den Schultern blasen“.

Trotz monatelanger Beschwerden zögerte die Stadtverwaltung einzugreifen. Das weltweite Echo auf die Vorgänge von 1978 hatte Philadelphia ein schlechtes Image eingebracht. Die Polizei der Stadt war als die gewalttätigste im Land verschrien. Immer wieder wiegelte Bürgermeister Goode die Forderungen empörter Nachbarn ab: „Lieber ein wenig Belästigung und Gestank als Tote und Verwundete.“

Am Ende hatte er beides.

Nachdem Fernsehen und Presse im April die Beschwerden der Anwohner verbreitet hatten, geriet Goode unter Druck. Anfang Mai wurde entschieden, das Haus gewaltsam zu räumen.

Am Sonntag, dem 12. Mai, morgens um neun Uhr, beginnt die Operation. Rund um die Osage Avenue errichtet die Polizei Straßensperren und notiert die Namen aller Leute, die das abgesperrte Gebiet betreten oder verlassen. Eine Stunde später gehen Polizisten von Haus zu Haus und fordern die Bewohner auf, ihre Wohnungen „für 24 Stunden“ zu räumen.

Für die Nacht ist eine Notunterkunft in den Räumen der St. Carthage Church eingerichtet. Es gibt kaum Widerstand gegen den Räumungsbefehl. Jeder weiß, jetzt ist das Move-Haus fällig. Kaum jemand nimmt am Abend irgendwelche Wertsachen mit.

Sechs Krankenhäuser der Umgebung werden alarmiert und gebeten, zusätzliche Kapazitäten bereitzuhalten. Das Hospital der Universität von Pennsylva-

nia verschiebt alle für den Montag geplanten Operationen und läßt vier Operationssäle frei. Das Mercy Catholic Medical Center erweitert die Unfallstation von 13 auf 19 Plätze.

Natürlich bleibt den Move-Leuten nicht verborgen, was vorgeht. Gegen Mitternacht stellen sie ihre Lautsprecher an und fordern die Polizei heraus: „Bringt doch die CIA her, das FBI, die Einsatzkommandos. Wir werden euch alle bedienen.“ Und: „Kommt doch endlich, ihr Bullen, und laßt uns anfangen.“

Um halb vier Uhr am Montagmorgen beziehen Feuerwehrwagen ihre Stellungen. 250 Scharfschützen und Polizisten mit Schnellfeuerwaffen werden rings um die Osage Avenue und auf den Dächern der Nachbarhäuser verteilt.

Als es hell wird, fordert Polizeichef Gregore Sambor die Sektenmitglieder über Megaphon auf, das Haus zu verlassen. Über die Lautsprecher öffnen ihn die Move-Leute nach.

Eine Viertelstunde später beginnt die Feuerwehr mit Hochdruck-Rohren das Move-Haus unter Wasser zu setzen. Die Lautsprecher verstummen.

Erste Tränengasgranaten explodieren. Dem Sozialarbeiter Howard Nichols, der am Vortag mit den Move-Leuten verhandelt hat, schwant Schlimmes: „Es hätte einen anderen Weg geben müssen. Dies wird ein trauriger Tag.“ Um 5.53 Uhr fallen die ersten Schüsse. Der Krieg beginnt.

In West-Philadelphia schrecken die Menschen aus dem Schlaf. In Baumwipfelhöhe fegen Helikopter über die Straßen und überdröhnen die Schüsse. Die Polizisten decken das Move-Haus mit einem Geschoßhagel ein. Aus ihren Karabinern und Schnellfeuerwaffen ja-

gen in den nächsten eineinhalb Stunden fast 10 000 Schuß in Richtung „Bunker“. Dann ist erst mal Ruhe, unterbrochen nur durch sporadischen Schußwechsel.

Weder die vielen Neugierigen, die sich an den Absperrungen gesammelt haben, noch die Polizisten begreifen so recht, was sich vor ihren Augen abspielt. „Man sieht so etwas manchmal im Fernsehen“, sagt Mike Stermel, ein 41-jähriger Verkehrspolizist, der – in kugelsicherer Weste – den Tag über vornehmlich damit beschäftigt ist, sich vor Kugeln in Sicherheit zu bringen: „Man sieht Bilder aus Vietnam oder von anderen Orten, wo so was üblich ist. Aber dies ist Philadelphia, die ‚Stadt der brüderlichen Liebe‘. Verückt, das Ganze.“

William Anderson, der das Gefecht von einem nicht gesperrten Teil der Straße aus beobachtet, meint: „Ich dachte, ich hätte in Korea genug vom Krieg gesehen. Jetzt ist der Krieg zu Hause.“

Doch das Feuer vom frühen Morgen hat keine Wirkung gezeigt. Noch immer fallen Schüsse aus dem Move-Haus. Bei den Zuschauern droht die Stimmung umzuschlagen. Sie fürchten um das



Sektengründer John Africa
„Natürlicher Lauf der Dinge“

Leben der Kinder, die sich im Move-Haus aufhalten. Die Polizei nimmt um zehn Uhr morgens den Beschuß des Hauses mit Wasser und Tränengas wieder auf, weiterhin ergebnislos.

Am frühen Nachmittag entschließen sich Polizeiführung und Politiker zu schärferer Gangart. Bürgermeister Goode gibt um 15.30 Uhr eine Pressekonferenz: „Wir werden das Haus mit allen notwendigen Maßnahmen einnehmen. Ich bete zum Allmächtigen, daß den Kindern nichts passiert.“

Während die Polizei noch einmal versucht, die eingeschlossenen Hausinsassen mit Hilfe von Move-Freunden zur Aufgabe zu bewegen, fällt die Entschei-



Polizisten bei der Belagerung: „Jetzt ist der Krieg zu Hause“



Zerstörte Häuser in Philadelphia: „Verrückt, das Ganze“

dung, das Move-Haus zu bombardieren. Philadelphias Verwaltungschef Leo Brooks, ein Ex-General, holt sich die Einwilligung des Bürgermeisters. Um 17.30 Uhr wirft ein Polizist aus einem tieffliegenden Hubschrauber ein knappes Kilo Sprengstoff über dem Move-Haus ab.

30 Sekunden später explodiert die Bombe.

Der Schießstand auf dem Dach des Hauses wird völlig zerstört. Flammen lodern auf. Doch die Feuerwehr, die den Bombenangriff durch eine Wasserkanone abgeschirmt und bis dahin bereits 2,4 Millionen Liter verspritzt hatte, löscht nicht. Sie will, erklärt anderntags Feuerwehrchef William Richmond, das Dach des Hauses durchbrennen lassen, damit die Polizei Tränengas direkt ins Haus schießen kann.

Zunächst sieht es so aus, als ob die Ausführung des Plans glückt. Das Dach sackt ein, die Flammen brechen zusammen. Doch 15 Minuten später steigt dichter Rauch auf, um 18.30 Uhr brennt das Haus lichterloh.

Noch immer weigert sich die Feuerwehr, den Brand zu bekämpfen. Immer noch fallen Schüsse aus dem Haus. „Meine Leute“, sagt Richmond, „sind keine Infanteristen.“ Als um sieben Uhr bereits sechs Häuser in Flammen stehen, beginnen seine Leute endlich zu löschen.

Es ist zu spät. Ein heftiger Wind treibt das Feuer durch die Osage Avenue. Fassungslos sehen Evakuierte und Schaulustige, wie die ganze Straße niederbrennt. Auch die Südseite des Nachbarblocks steht in hellen Flammen.

Den Polizisten und Feuerwehrleuten schlägt jetzt offener Haß entgegen. „Wissen Sie, was Sie getan haben?“ schreit ein junger Schwarzer. „Sie haben



Bürgermeister Goode
„Ein guter Mann“

eine Bombe auf Babys geworfen. Das wird ein langer, heißer Sommer.“

Um zehn Uhr abends muß die Polizei Verstärkung anfordern. Die Nachrückenden werden mit dem Ruf „Mörder“ begrüßt.

Kurz vor Mitternacht ist das Feuer unter Kontrolle. Dann zeigt sich die traurige Bilanz dieser einzigartigen Räumungsaktion: Mehr als 60 Häuser sind zerstört, mehr als 30 weitere sind beschädigt. In den Trümmern des Move-Hauses findet die Polizei in den nächsten beiden Tagen die Leichen von elf Sektenmitgliedern, darunter vier Kinder.

Die Zerstörung von zwei Straßenzügen brachte der Stadt Hohn und Spott ein. „Ich hätte jeden Polizeichef gefeuert“, so New Yorks Bürgermeister Edward Koch, „der dämlich genug wäre,

eine Bombe auf Wohnhäuser werfen zu lassen.“ „Wir hätten so etwas einfach nicht getan“, brüstete sich der Sprengstoffchef der Polizei von Miami.

James Fife, ehemaliger Polizeioffizier aus New York, lehrt heute Rechtspflege an einer Universität in Washington. Er vergleicht den Einsatz – „uneingeschränkt eine Katastrophe“ – mit Vietnam: „Dort zerstörten sie Dörfer, um die Dörfer zu retten. Hier zerstören sie einen ganzen Wohnbezirk, um ihn vor Verrückten zu retten, die in einem der Häuser leben.“

Der pyromanische Polizeieinsatz, für den Bürgermeister Goode alle Verantwortung übernahm, wird vor allem der Polizeiführung angelastet. Polizeichef Sambor, den man am Montag vor Ort schon mal mit einem geschulterten M-16-Gewehr umherlaufen sehen konnte, verteidigte sich nur schwach: Das Feuer sei ein „Unfall“ gewesen; wenn es im Haus kein Benzin, kein entzündbares Material und keine Munition gegeben hätte, wäre auch kein Feuer entstanden.

Nur: Daß Benzin im Hause ausgegossen war, hatten die Move-Leute während der Belagerung selbst verkündet. Und weil die Polizei Sprengstoffvorräte im Hause vermutete, waren auch Nachbarn evakuiert worden, die nicht mehr im Schußwaffenbereich wohnten.

Doch alle Schuldzuweisungen und aller Streit zwischen Behörden und Politikern sind nur notwendige Rituale zur Bewältigung der Katastrophe. Für Philadelphia steht mehr auf dem Spiel: ein Rückfall in Zeiten, welche die Stadt angeblich überwunden hatte.

Die Wahl Wilson Goodes zum Bürgermeister vor eineinhalb Jahren war landesweit als notwendiger und reibungsloser Übergang von einer weißen zu einer schwarzen Administration gewürdigt worden. Anders als in Chicago hatte es in der Stadt, in der 1776 die amerikanische Unabhängigkeitserklärung unterzeichnet wurde, im Wahlkampf keine Rassenspannungen gegeben. Wilson Goode konnte erfolgreich darangehen, die Gespenster der 70er Jahre abzuräumen.

Und Philadelphias Polizei war ein solches Gespenst. Ihre harten und oftmals übermäßig brutalen Einsätze wiesen latent rassistische Züge auf. Ein Law-and-order-Mann reinsten Wassers, Frank Rizzo, hielt in den 60er und 70er Jahren zunächst als Polizeichef, dann als Bürgermeister seiner Truppe den Rücken frei. „Als ich anfang“, pflegte er zu sagen, „hatte Philadelphias Polizei kaum ein vernünftiges Gewehr, als ich aufhörte, hatten wir genug, um Kuba zu erobern.“

Philadelphias selbstherrliche Polizei wurde 1979 sogar vom amerikanischen Justizministerium wegen Verletzung der Bürgerrechte angeklagt. Goode wie auch schon sein Vorgänger räumten auf, beriefen eine neue Polizeiführung, verschafften mehr Schwarzen und Hispano-

Amerikanern Zugang zur Polizei. Jetzt sind die alten Wunden wieder aufgerissen.

Schwarze Bürgerrechtsführer werfen Goode vor, den Polizeieinsatz Weißen überlassen zu haben, die keinen Respekt vor dem Eigentum der Schwarzen hätten. Chauncey Campbell, der am Sonntag mit den Move-Leuten verhandelt hatte, über die Polizei: „Die haben vor dem Leben eines Schwarzen nicht mehr Respekt als vor einer Küchenschabe.“

Und: „Trotz eines schwarzen Bürgermeisters ist es die weiße Machelite, die das Leben kontrollieren kann. Ich glaube, daß Goode ein guter Mann ist, aber er ist benutzt worden.“

Von solchen Stimmen bleibt Polizeichef Sambor unberührt. Er sagt am Tag nach dem Desaster: „Ich war noch nie so stolz wie gestern.“

UNGARN

Brisante Themen

Als erste Bürger eines kommunistischen Landes können die Ungarn mit Hilfe des Staates das Fernsehen des Klassenfeindes einstellen – per Kabel.

Wer in Budapest die richtige Spezialantenne besitzt (Kosten: 30 000 Forint, ein halber Jahreslohn), der weiß Bescheid: etwa welchen Mörder ZDF-Zimmermann in seiner Hexenjagd „Aktenzeichen XY... ungelöst“ sucht, oder wer bei Frank Elstners „Wetten, daß...“ gewonnen hat.

Ob „Derrick“ oder „Denver“ – die Einwohner West-Ungarns sind auch ohne Sonderausrüstung seit Jahren am Bildschirm dabei, wenn sie die Sendungen der beiden österreichischen Fernsehkanäle FS 1 oder FS 2 empfangen, deren Programme sogar die ungarische Lokalpresse veröffentlicht.

Solch Glück soll nun den Ungarn widerfahren, die in der Volksrepublik am Kabel hängen: Über 100 000 Haushalte sind bereits angeschlossen. Ende 1985 wird der ungarische Staatsrundfunk (MRT) Westliches per Kabel in die Wohnungen der Magyaren liefern.

Zum Jahresende soll das vom österreichischen Rundfunk (ORF), dem ZDF und der Schweizer Anstalt SRG gemeinsam betriebene Satelliten-Programm „3Sat“ in das ungarische Kabelnetz gehen.

Die Tatsache, daß damit die Bevölkerung eines kommunistisch geführten Staates durch dessen Service ganz unzensuriert und ungefiltert die Botschaften des kapitalistischen Klassenfeindes empfängt, erregt die TV-Pragmatiker in Wien und Budapest nur wenig.

ORF-Sprecher Gerhard Weis: „Diese Zusammenarbeit ist nur ein logischer zweiter Schritt. Die österreichischen Radio- und Fernsehsendungen sind ja bei

unserem östlichen Nachbarn nie behindert, sondern seit langem wohlwollend geduldet worden.“

Ob es mit dem Wohlwollen so bleibt, ist abzuwarten. Denn ein späterer Beitritt zu der privaten Internationale des Kabel- und Satellitenfernsehens hat eine neue Dimension: „Hier wird“, so befürchten auch westliche Medienkritiker wie der SPD-Bundesgeschäftsführer Peter Glotz, „der Kapitalismus pur angeboten.“

Doch die Ungarn sind im Zugzwang. Die bereits 1977 begonnene Verkabelung – anfangs als medientechnischer Notbehelf für abgelegene Regionen gedacht – hat in der letzten Zeit an Attraktivität verloren.



Budapester Café „Hungaria“
Talk-Show nach Wiener Muster

Ehrgeizige Programm-Macher in der Provinz, darunter auch Laien, haben zwar das örtliche Kabelnetz in der süd-ungarischen Stadt Pécs dazu benutzt, Hausfrauen-Interviews und Berichte über den lokalen Fußballverein am fernsehfreien Montag zu liefern.

Doch so beliebt eine derartige Lokal-Sendung beim Publikum auch ist, auf die Dauer kommt sie schon aus Kostengründen gegen die Budapest Zentrale nicht an. Die wiederum steht teilweise im TV-Schatten westlicher Sender. Darum will das ungarische Fernsehen die Zusammenarbeit mit dem ORF auch im Programmteil verstärken.

So wird nach dem Muster der Diskussionsrunde von „Club 2“ eine gemeinsame Talk-Show im traditionsreichen Budapest Literaten-Café „Hungaria“

gestartet, die unter dem Titel „Café Central“ auf den Bildschirm kommen soll – „auch mit brisanten Themen“.

Nach großen künstlerischen, aber auch kommerziellen Erfolgen österreichisch-ungarischer Koproduktionen wie jüngst dem Film „Oberst Redl“ des ungarischen Regisseurs István Szabó ist nun ein gemeinsamer Film über „Sissi“ geplant, in dem Kaiserin Elisabeth von einer ungarischen Darstellerin, Kaiser Franz Joseph von einem Österreicher gespielt werden sollen.

ORF-Chef Gerd Bacher erklärte feierlich im Budapest Hotel Gellert, für ihn sei der Anschluß Ungarns ans westliche Fernsehen der „bisher wichtigste grenzüberschreitende Versuch, die Grund-

sätze medialer Zusammenarbeit gemäß Korb 3 des Abkommens von Helsinki zu verwirklichen“. Die Ungarn denken dabei wohl eher an Devisen.

Die erwarten die Funktionäre auch von dem dann lukrativsten Wien-Budapester Kooperationsprojekt auf dem Mediensektor. Ab Mai 1986, so ist es von ORF und MRT geplant, wird ein „Feriensender Danubius“ (Donau) am ungarischen Plattensee seinen Betrieb aufnehmen, mit täglich zwölf Stunden Programm in deutscher Sprache.

Gedachte Zielgruppe: die 4,5 Millionen deutschsprachigen Touristen, Hauptkontingent der ausländischen Urlauber in Ungarn – viele aus der DDR.

Neben Unterhaltung sollen auch Nachrichten über den Sender gehen, bei denen sich die Ungarn im

Einzelfall vorbehalten, sie „auf unsere Weise“ zu kommentieren.

Finanziert wird das Radio-Programm – wie bei Feriensendern im Westen auch – mit Werbeeinnahmen. Von den täglich 60 Minuten lang gesendeten Reklamespots werden 90 Prozent für westliche Firmen reserviert; die Ungarn rechnen pro Monat mit Einnahmen von 20 Millionen Schilling (2,8 Millionen Mark).

Daß angesichts solcher Perspektiven der österreichisch-ungarische Medienverbund eine große Zukunft hat, dessen ist sich Wiens Bacher ganz sicher: Wien habe den großen Vorteil, daß Sendungen des ORF „hoffentlich und Gott sei Dank anderes zum Klingen bringen als die Botschaft aus Zürich, Mainz oder Hamburg.“